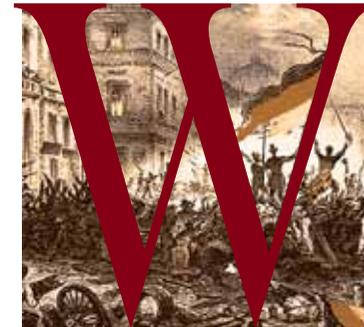


HENRIK NEUGEBAUER

Am Tage mit dem Skalpell und die Nacht mit den Büchern

Der revolutionäre Anatom Georg Büchner



as von Georg Büchner zu halten sei, fassten die großherzoglich-hessischen Behörden in schönes Amtsdeutsch: „Größe 6 Schuh, 9 Zoll hessischen Maßes; Haare: blond; Stirne: sehr gewölbt; Augenbrauen: blond; Augen: grau“. Der „hierunter signalisierte“ Medizinstudent habe sich „der gerichtlichen Untersuchung seiner indizierten Teilnahme an staatsverrätherischen Handlungen durch die Entfernung aus dem Vaterlande entzogen.“¹ Man bitte nachdrücklich um Aufgreifung.

Das Anschlagen von Steckbriefen war auch zu Büchners Zeiten keine übliche Form der Literaturkritik. Der *Hessische Landbote*, mit dem der 21-jährige kurz zuvor als Autor debütiert hatte, war aber auch ein publizistisches Husarenstück, wie man es nur selten zu Gesicht bekam. Unter der kantigen Parole „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ hatten er und seine Mitstreiter der „Gesellschaft für Menschenrechte“ versucht, mit der Flugschrift die Landbevölkerung gegen die Staatsmacht aufzubringen. Seit Längerem schon schwelte es in den deutschen Landen: Von Frankreich her wehte seit der Julirevolution ein gefährlicher Wind über den Rhein, Studenten hatten sich zum Hambacher Fest versammelt, die Frankfurter Wache gestürmt. Ein einziger Funke mochte genügen um den Flickenteppich der deutschen Kleinstaaterei in Flammen aufgehen zu lassen. Entsprechend hart verfolgte der Apparat der „Polizey“ jeden, der zu zündeln wagte. Als Büchners Brandschrift Ende Juli 1834 aus der Druckerei kam, war das Unternehmen bereits von einem Spitzel denunziert worden. „In flagranti crimine“ hatte man einen seiner Mitstreiter, den Sohn des Darmstädter Hofgerichtspräsidenten Minnigerode, mit 139 Exemplaren am Leib gefasst – fast der Hälfte der Auflage.

Die erste Seite des *Hessischen Landboten* in der ersten Auflage vom Juli 1834.





Georg Büchner mit Freimaurerabzeichen im Alter von etwa 17 Jahren (unbekannter Künstler, um 1830).

rechte Seite oben: Das Titelblatt zur Erstausgabe der *Nachgelassenen Schriften* Georg Büchners, herausgegeben von dessen Bruder Ludwig (1850).

rechte Seite unten: Eine bekannte Karikatur reagiert auf die scharfe Zensur, die nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 in den deutschen Ländern herrscht (anonym, 1819).

Kurz darauf fand der Medizinstudent Büchner in seinem Gießener Zimmer das Schreibpult aufgebrochen, die Papiere durchsucht und die Schränke versiegelt. Was vom *Landboten* noch nicht konfisziert war, wurde zwar verteilt, selbst eine zweite Auflage konnte noch erscheinen, dann aber zog sich die Schlinge rasch enger um den Hals der Umstürzler. Seit Januar 1835 fanden zahlreiche Verhöre und Verhaftungen im Umfeld des Autors statt, im Februar flatterte ihm eine Vorladung ins Haus.

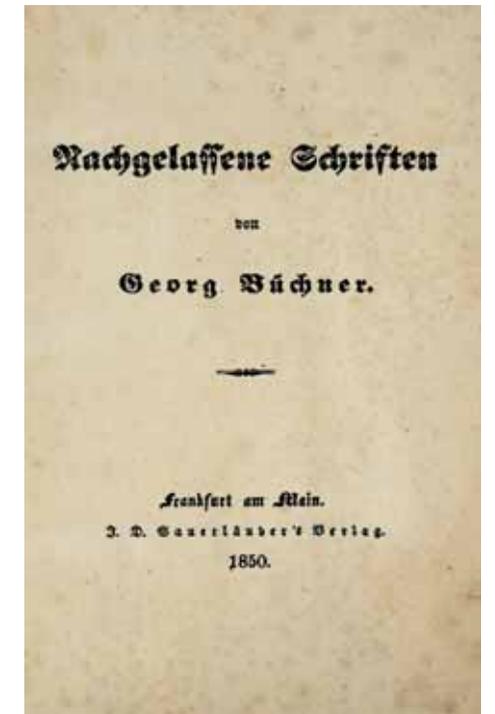
Er reagierte schnell. Am 6. März überschritt Büchner die Grenze zu Frankreich, um den 11. März kam er in Straßburg an. Anders als Heinrich Heine oder Ludwig Börne, die sein Schicksal als Exilanten teilten, sah Büchner die Heimat nie wieder. Nur zwei Jahre nach der Flucht starb er am 17. Februar 1837, wenige Monate nach seinem 23. Geburtstag. Zuletzt hatte der Mediziner in Zürich als Privatdozent an der Universität „zootomische Demonstrationen“ gehalten, vergleichend-anatomische Vorlesungen über Fischnerven, und sich wohl beim Präparieren seines Unterrichtsmaterials an einem verschmutzten Skalpell mit Typhus infiziert.

Unter den Klassikern der deutschen Literatur nimmt Büchner eine Sonderstellung ein. Der Kanon kennt nur wenige steckbrieflich gesuchte Autoren, wenige mit einer kürzeren Laufbahn, unter den Werkausgaben der großen Dichter findet sich kaum ein schmalerer Buchrücken als jener der Büchnerschen: das genannte Pamphlet, drei Dramen, eine Novelle, mehr ist es nicht. Und es gibt bislang nur wenige Autoren, bei denen man einen solch schweren Fall chronischer Modernität und „immerwährender Zeitgenossenschaft“² diagnostiziert hat.

Ein Panorama deutscher Geistesgeschichte zieht vorüber, verfolgt man die Wirkungsgeschichte des verhinderten Volksrevolutionärs und erfolgreichen Sprachumstürzlers. Erst 1850, als die Märzrevolution schon gescheitert war, setzte mit der vom Bruder Ludwig besorgten Ausgabe der *Nachgelassenen Schriften* die Welle der Büchnerbegeisterung ein. Über Umwege erklärte man den Exilanten nun zum deutschen Nationaldichter. 1875 wurde ihm das heute noch zu besichtigende Ehrenmal auf dem Zürichberg an der Germanialinde gewidmet, Gottfried Keller nannte ihn 1880 einen „germanische[n] Idealjüngling“.³ 1890 traten im Reich die Sozialistengesetze außer Kraft, die SPD fand zu ihrem Namen – und für Ludwig Büchner hieß sein Bruder 1896 „Georg Büchner, der Sozialist“.⁴ Mit dem Ende des Kaiserreichs begann der Triumphzug Büchners als Radikaldemokrat. Auf den Bühnen und Bücherregalen der Weimarer Republik wurde er zum Dauergast, 1923 wurde er zum Namenspatron des heute renommiertesten Literaturpreises Deutschlands: Erich Kästner, Ingeborg Bachmann, Ernst Jandl – sie alle sind

Büchnerpreisträger. Alban Berg setzte Büchners *Woyzeck*-Fragment 1924 in Ton und zettelte eine Revolution der Operngeschichte an. Im dritten Reich war man sich nicht ganz einig über den störrischen Hessen, umso sicherer aber in der Nachkriegszeit. Für die DDR war Büchner, der genau drei Jahrzehnte vor der Veröffentlichung des *Kapitals* gestorben war, ein lupenreiner Marxist *avant le lettre* und somit posthumes Staatseigentum. Von einem lückenlosen antiimperialistischen Schutzwall eigener Büchnerforschung umgeben wurden dem Dichter, Biographien, Schiffe, Plätze und Theater gewidmet. Auch für die 68-er-Generation der BRD war der Hesse Pflichtlektüre. Gleichzeitig aber entwickelte er sich losgelöst vom politischen Ballast zum modernen „Bestseller“: Zwölfmal wurde allein der *Woyzeck* verfilmt, am prominentesten durch das explosive Gespann Werner Herzog und Klaus Kinski. Über zahlreiche Übertragungen fand Büchner den Weg in die Weltliteratur. Als einer der seltsamen, scheinbar zeit- und ortlosen Deutschen neben Kafka ist er heute dort endgültig angekommen.

In der Tat, Büchner lässt sich auf mehr als eine Weise lesen und gibt oft genug Rätsel auf. Das Pamphlet des *Landboten* dürfte das letzte Mal gewesen sein, dass er sich auf eine Meinung hat festnageln lassen. Vielleicht machte Schaden klug – jedenfalls verstehen sich seine Dramen und Novellen zwar sozialkritisch und brennend engagiert, aber die Schuldzuweisungen sind darin





Das Geburtshaus Georg Büchners in Goddelau, in dem heute Ausstellungsräume zum Leben und Werk des Dichters eingerichtet sind.

so leicht verschiebbar wie Theaterkulissen. Wer nach einem Rezept gegen das Übel in unserer Welt sucht, braucht sich nicht bei Büchner aufhalten. Dichtung und Wahrheit verwirren sich, wo der Autor ohne jede Kennzeichnung Zitate und historische Dokumente in den Text einfließen lässt. Handlungsstränge laufen ohne die Teilhabe der Handelnden weiter, und wenn sie zu ihrem Ende kommen, dann scheint oft nicht klar, warum das eigentlich das Ende sein soll. Letzteres wird begleitet von der Tatsache, dass die erst postum veröffentlichten Schriften *Lenz* und *Leonce und Lena* lediglich als Fassungen letzter Hand, der *Woyzeck* nur als unsortiertes Zettelkonvolut auf uns gekommen ist – erklärt ist es damit noch lange nicht.

Ein klein wenig mag das Phänomen Büchner durch den Blick auf die medizinische Laufbahn des Anatomen, Naturphilosophen und späteren Züricher Privatdozenten erhellt werden. Immerhin sah schon Karl Gutzkow, der Freund und Lektor, in der Medizin die „hauptsächliche force“⁴⁵ des Dichters. Auch nimmt sein literarisches Schaffen in auffälliger Weise gleichzeitig mit dem medizinischen in den letzten beiden Lebensjahren an Fahrt auf: Hier bringt er sein Studium zu Ende, fertigt seine Dissertation über das Nervensystem der Barben⁶ und seine Züricher Probevorlesung *Über Schädelnerven* an, schreibt *Lenz* und *Leonce und Lena*, und beginnt mit den Arbeiten zum *Woyzeck*.

Als Georg Büchner am zweiten Tag der Völkerschlacht von Leipzig, am 17. Oktober 1813, im hessischen Goddelau zur Welt kam, wurde ihm das Medizinstudium bereits mit in die Wiege gelegt. Seit bald 150 Jahren stellten die Männer seiner Familie die Bader, Wundärzte und Chirurgen der Umgebung.⁷ Der Vater Ernst Karl Büchner war nach einer Karriere als Feldscher in der napoleonischen Armee nun als örtlicher „Doktor und Amtschirurgus“⁸ in Amt und Würden, wie es in Georgs Taufmatrikel heißt. Nicht nur dürfte die Medizin häufig Gegenstand von Tischgesprächen gewesen sein, im Elternhaus herrschte darüber hinaus ein reger Patientenverkehr, der die gesamte Familie reichlich mit Anschauungsmaterial in allen Belangen der Heilkunde versorgte. Auch besaß der Vater ein eigenes Laboratorium mitsamt einem „mit menschlichen Skeletten angefüllten Schrank“, der eine ganz eigene Wirkung auf die Kinder ausgeübt haben muss. Später, nach dem Umzug der Familie nach Darmstadt, ließ der Vater den Filius nach dem Gymnasium in der „Sektionsstube“ des Stadtsitals an einem Anatomiekurs teilnehmen, der angehende Wundärzte auf ihr Handwerk vorbereiten sollte. Handwerklich genug ging es dort offenbar auch zu, wie sich einer Beschwerde einer Darmstädter „Polizey-Deputation“ entnehmen lässt, „namentlich [dass] Gedärme auf eine eckelhaften und unanständig Weiße, in den Zimmern aufgehängt würden“¹⁰.

Georg Büchner war also eingehend vorbereitet, als er im November 1831 sein Medizinstudium in Straßburg antrat. Straßburg genoss nicht nur den Ruf einer hervorragenden Lehrstätte der Medizin und insbesondere der Anatomie, im freien Frankreich war auch das Curriculum lockerer gestaltet als zuhause in Hessen. So blieb dem Studenten neben den Vorlesungen etwa beim Anatomen und Zoologen Georges Louis Duvernoy oder dem Physiologen Ernst Alexander Lauth auch Muße für Unternehmungen außerhalb des Auditoriums. Büchner wusste seine Zeit zu nutzen. Im Haus seines Straßburger Gastvaters, dem Pfarrer Johann Jakob Jaeglé, traf er „links eine Treppe hoch, in einem etwas überzogenen Zimmer mit grüner Tapete“¹¹ mit dessen Tochter Luise Wilhelmine zusammen. Wenig später verlobten sich die beiden heimlich. Daneben deckte sich Büchner bei der Lektüre der französischen Revolutionstheoretiker Louis-Auguste Blanqui und Henri de Saint-Simon mit scharfer politischer Munition ein. Bald schon begannen seine Briefe an die Familie und Freunde eine entsprechende Brisanz zu zeigen. Als Büchner ab Oktober 1833 sein Studium an der hessischen Landesuniversität Gießen fortsetzte, um nach zwei glücklichen Jahren im Ausland den Studienbestimmungen des kleinen Großherzogtums zu genügen, war es dieser Sprengstoff, der mit dem *Hessischen Landboten* zur Explosion kam.

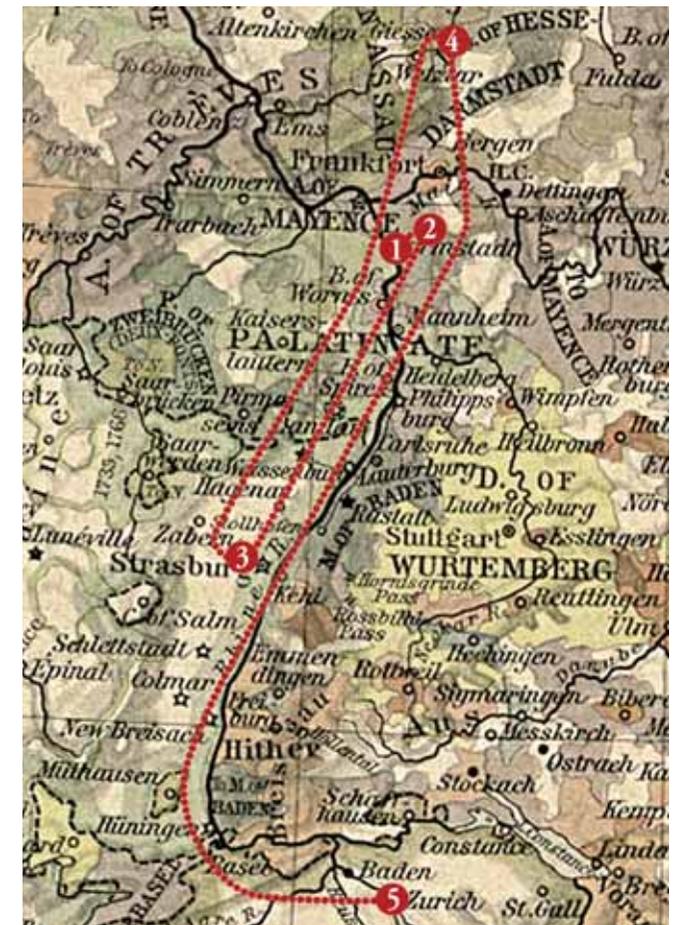
Mit Mühe und Not nur rettete er sich danach aus den rauchenden Trümmern der bürgerlichen Existenz, die die Familientradition für ihn in Deutschland vorgesehen hatte. Kaum hatte er auf dem Weg zurück nach Straßburg den Grenzstein passiert, versuchte er den Vater in einem Brief so gut es ging über seine weiteren beruflichen Absichten zu beruhigen: „mit der größten Anstrengung“¹² versprach er nun sein Studium vorantreiben und zum Abschluss bringen. Büchner hielt zwar Wort – allerdings hatten weder der Schriftsteller noch der Mediziner nach dem gescheiterten Experiment des *Landboten* noch irgendein Interesse an praktischen Heilversuchen am lebenden Objekt. Befreit von allen äußeren Einflüssen zeigte Büchners Kompassnadel in eine andere Richtung.

Die Zeit in Gießen war nicht gerade von akademischem Eifer bestimmt gewesen. Dennoch hatte der Student dort mit Begeisterung ein Privatissimum Professor Wernekincks



oben: Die Akademie zu Straßburg, in der Georg Büchner studierte (Lithographie nach L.A. Perrin, um 1835).

- unten: Die Lebensstationen Georg Büchners:
 1: Goddelau, Geburtsort und frühe Kindheit (1813–1816).
 2: Darmstadt, Jugend- und Schuljahre (1816–1831).
 3: Straßburg, Studienbeginn (1831–1833) und Exil (1835–1836).
 4: Gießen, Studium und Herausgabe des *Landboten* (1833–1835).
 5: Zürich, ein Neubeginn als Dozent und Autor (1836–1837).





Die hessische Universitätsstadt Gießen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (unbekannter Maler).

zur vergleichenden Anatomie besucht, wo man sich im vertrauten Rund eines anatomischen Theaters eingehend mit dem Bau und der Entwicklungsgeschichte der Cranialnerven und Schädelwirbel beschäftigt hatte.¹³ Als er nun in Straßburg, unbehindert vom Pflichtcurriculum und der Staatsmacht, „Hände und Kopf frei“¹⁴ hatte, wandte er sich endgültig ab von der Heilkunde und stürzte sich kopfüber in die vergleichende Anatomie und Naturphilosophie.

Damit begab sich Georg Büchner nicht nur abseits der väterlichen Fußstapfen, sondern auch auf ein bislang wenig erschlossenes Gebiet der medizinischen Wissenschaften. Der Weg war verlockend, führte er doch fort von der Falldiagnostik und dem bloßen Herumwerkeln am menschlichen Leid und Leib, als welches er die Medizin zuletzt empfunden haben muss, und hin zur Erforschung der rätselhaften Grundlagen des Lebens selbst. Ignaz Doellingers Schrift *Über den Werth und die Bedeutung der vergleichenden Anatomie* von 1814 definiert als Grundannahme dieses Forschungszweiges, dass alle Formen organischen Lebens auf einen einzigen Keim, ein einziges Prinzip der Bildung zurückgehen. Dieses Prinzip einer einheitlichen Morphologie lasse sich durch eine präzise anatomische Analyse und entsprechende Deutung aufdecken. Daher müsse der vergleichende Anatom „Thatsachen zusammenstellen, [...] erforschen, wie sich das eine und selbe durch eine Reihe von Metamorphosen durchbilde, [...] den Grundtypus des Thierkörpers und eines jeden Organs durch Abstraction festsetzen, und die Gesetze der vielseitigen Abweichung vom Grundtypus aufsuchen“.¹⁵

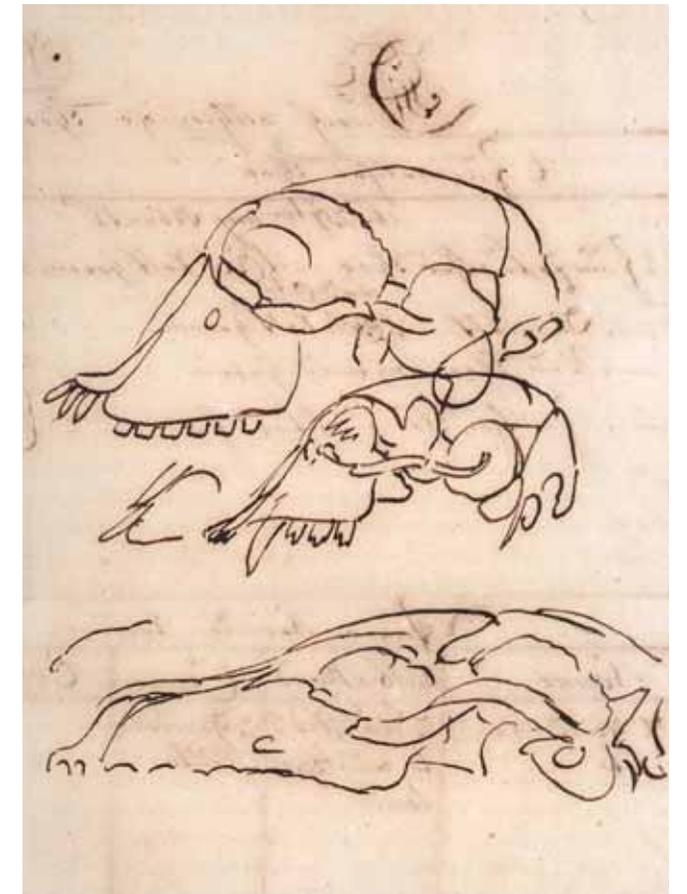
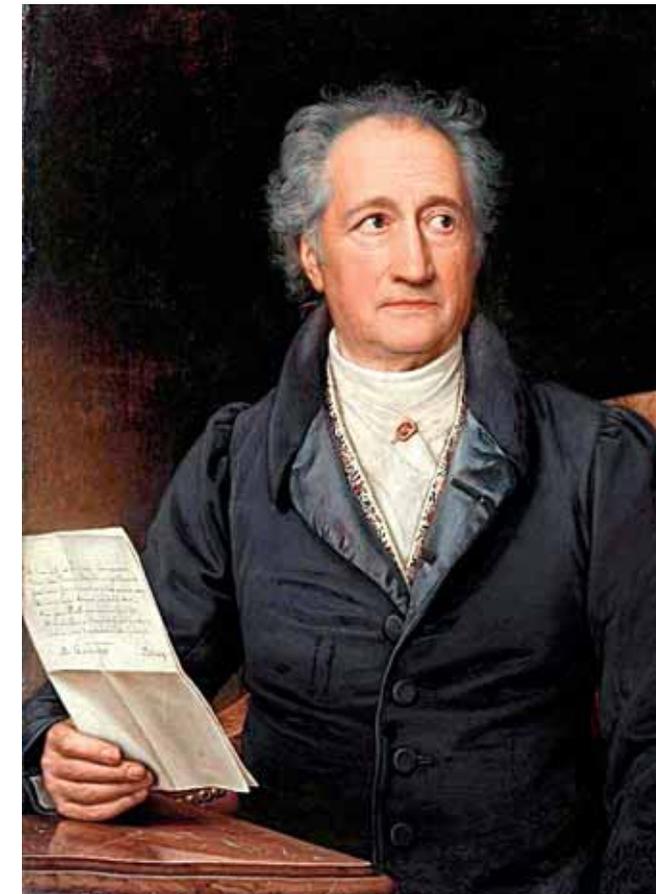
Mit den Methoden und Mitteln der Medizin beteiligte sich die vergleichende Anatomie an einer Gralssuche, welche in jenen Tagen auf den unterschiedlichsten Feldern der Gelehrtheit vorangetrieben wurde. Auch der von Büchner so geschätzte Goethe, zwei Jahre

vor dem *Landboten* in hohen Jahren verstorben, hatte sich in seinen naturwissenschaftlichen Studien um die Aufdeckung eines einheitlichen Prinzips der Morphologie bemüht – auch wenn sich gerade der Dichterstürm ausdrücklich gegen die Hilfsmittel der Mediziner wie das Skalpell oder das Mikroskop sperrte. Dennoch waren Goethes Arbeiten auf der Höhe der Zeit. 1790 untersuchte er in seinem zum Garten hin gelegenen Arbeitszimmer am Frauenplan die Morphologie der Pflanzen und versuchte nachzuweisen, dass die Blüte eine Metamorphose des Blattes sei, mithin sich also beide nach einem einheitlichen Grundprinzip entwickeln. Seinen größten wissenschaftlichen Erfolg vermeinte Goethe aber schon 1784 errungen zu haben, als er im Anatomieturm nahe bei Jena auf das menschliche Zwischenkieferbein gestoßen war und damit die gemeinsame Entwicklung von Mensch und Tier belegt zu haben hoffte.

Der damals frisch geadelte Weimarer Minister war entgegen seiner Meinung nicht der erste, der diese Knochenbildung beim Menschen nachgewiesen hatte, doch nur langsam wurden die Mosaiksteine neuer Erkenntnisse publik und zu einem Bild zusammengefügt. Zwei Monate nachdem Büchner zum ersten Mal das Anatomietheater in Straßburg betrat,

unten links: Johann Wolfgang von Goethe mit siebzig Jahren (Ölgemälde von Karl Joseph Stieler, 1828).

unten rechts: Goethes eigenhändige Skizzen zum menschlichen Zwischenkieferbein. Am 27. März 1784 schrieb der Weimarer Minister an Johann Gottfried Herder: „Ich habe gefunden weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht – das os intermaxillare des Menschen!“



Die Titelseite des ersten Bandes der „Berliner Ausgabe“ von Georges-Louis Leclerc de Buffons *Allgemeiner Naturgeschichte* aus dem Jahr 1771. Es anzunehmen, dass Georg Büchner in seinen Studien des Öfteren auf dieses verbreitete Standardwerk zurückgegriffen hat.



im Dezember 1831, stach vom südeinglichen Hafen Plymouth aus ein kleines, plumpes Schiff mit dem schönen Namen *Beagle* in See. Mit an Bord war der fürchterlich seekranke Schiffsarzt und Naturwissenschaftler Charles Darwin. 20 Jahre sollten noch vergehen, bis sein Werk *The Origin of Species* erscheinen und die vergleichende Anatomie und Morphologie auf eine neues, breit angelegtes theoretisches Fundament stellen konnte. Als Büchner sich bei seinem zweiten Straßburger Aufenthalt in seine Studien kniete, war selbst an eine einheitliche Terminologie, Taxonomie oder Systematik des bestehenden Wissens

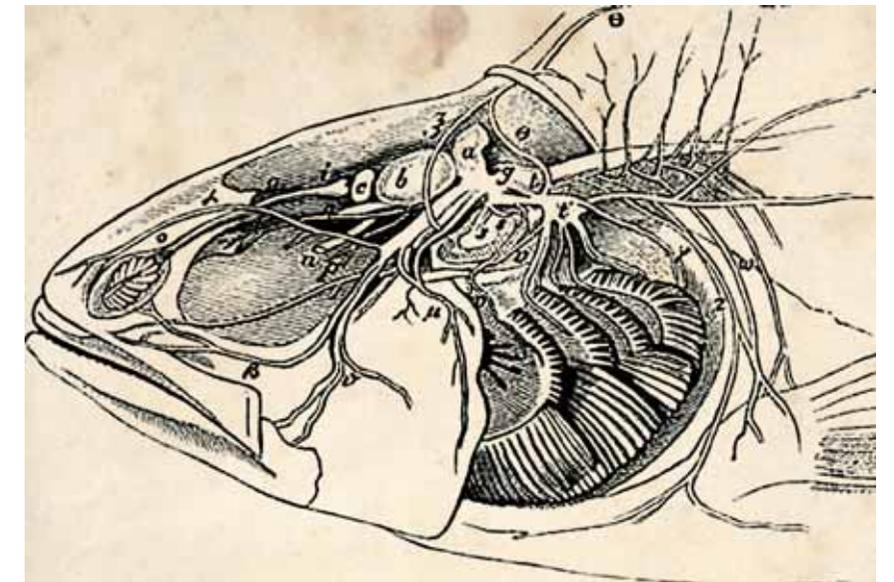
noch nicht zu denken.¹⁶ Dennoch lagen in den 1830er Jahren zumindest für den medizinischen Zweig der Suche nach dem Gesetz der Morphologie mit Georges-Louis Leclerc de Buffons *Allgemeiner Naturgeschichte* in sieben Bänden (dt. 1771–1774), Georges Cuviers 5-bändigen *Leçons d'anatomie comparée* (1798–1805), Johann Friedrich Blumenbachs *Handbuch der vergleichenden Anatomie* (1805), Johann Friedrich Meckels 6-bändigem *System der vergleichenden Anatomie* (1821–1831) oder den *Grundzügen der vergleichenden Anatomie und Physiologie* (1828) Carl Gustav Carus', des ersten ordentlichen Professors für vergleichende Anatomie in Deutschland, bereits einige Standardwerke vor. Als der Exilant an die Familie nach Darmstadt meldete, er sehe sich „eben nach Stoff zu einer Abhandlung über einen philosophischen oder naturwissenschaftlichen Gegenstand um“, kämpfte er sich vermutlich bereits seit Monaten durch dicke Schweinslederbände, in denen sich Bruchstücke einer äußerst verwirrenden, oft widersprüchlichen Forschungslage zusammengruppiert fanden. Im November 1835 zeitigte die mühsame Bibliotheksarbeit Erfolg. Aus „der Schweiz [kämen] die besten Nachrichten“, schrieb Büchner. An der Universität in Zürich sei die Naturphilosophie noch schwach aufgestellt, und so wäre es möglich, dass er „noch vor Neujahr [...] den Doctorhut erhalte, in welchem Falle [er] alsdann nächste Ostern anfangen würde, dort zu dociren.“¹⁷ Voraussetzung dafür seien eine längere naturphilosophische Abhandlung sowie eine Probevorlesung.

Die daraufhin in kürzester Zeit auf Französisch verfasste Dissertationsschrift „Über das Nervensystem der Barben“ ist das längste Stück Text, das wir von Georg Büchner besitzen. In zwei Abschnitte teilt der Nachwuchswissenschaftler seine Untersuchung der Cranielnerven, einen „beschreibenden“ und einen „philosophischen“. Nachdem er ihrem Studium zahllose Fische und Nächte geopfert hat, kann er im ersten Teil detailliert Auskunft über die anatomische

Lage der Hirn- und Rückenmarksnerven geben und diese auch mit schönen Kupfern illustrieren lassen. Im zweiten Teil versucht Büchner durch die Analyse einzelner Nervenstränge Rückschlüsse auf die Entwicklungsgeschichte des Gehirns zu ziehen und diese auf die Gesamtheit der Wirbeltiere zu übertragen.¹⁸ Die Schwierigkeit der Abstraktion eines grundlegenden Bildungsgesetzes aus dem Einzelfall heraus aber zeigt sich deutlich in der Sprache seiner Dissertation. Während der erste Teil nüchtern schildert und die Feder scharf den Weg des schneidenden Skalpells nachzieht, ist der zweite Teil – der den Forscher wohl am meisten interessierte – stark von Spekulationen durchsetzt und tastet sich nur vorsichtig an Schlüsse heran.

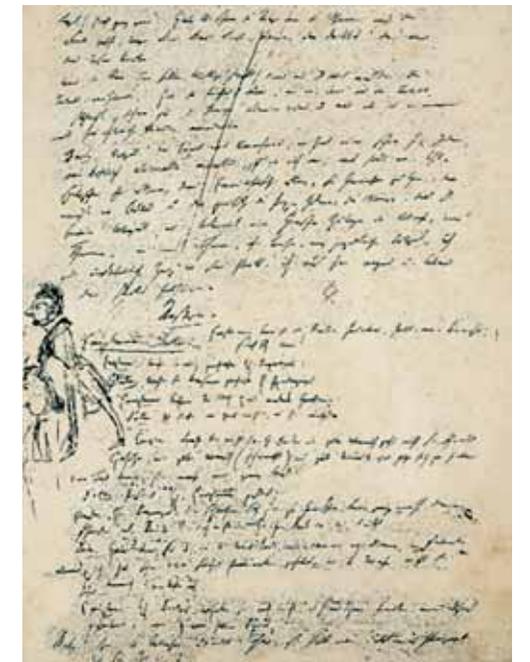
Versatzstücke eines anatomisch-vergleichenden Verfahrens finden sich überall im literarischen Werk Büchners verstreut – oberflächlich zeigen sie sich schon in den vielen Körpermetaphern des *Landboten*: „Das deutsche Volk ist ein Leib, ihr seid ein Glied dieses Leibes“¹⁹. Doch was ist es, das diesen Leib tatsächlich regiert? Was ist das immergleiche Gesetz hinter den vom Dichter geschilderten und präzise analysierten Erscheinungen? In einem viel zitierten Brief, den der Student im März 1834 seiner Braut schickt, heißt es dazu: „Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. [...] [E]in ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. [...] Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt?“²⁰

Die Suche nach dem verborgenen morphologischen – und möglicherweise fürchterlichen – Gesetz des menschlichen Wirkens bestimmt das literarische Werk Büchners, ohne dabei je zu einem Ende geführt werden zu können. Wie er dabei vorgeht und wie sehr seine Methode jener der vergleichenden Anatomie ähnelt, lässt sich gut am *Woyzeck*-Fragment zeigen, dem wohl sonderbarsten und zugleich faszinierendsten Stück Text, das uns der Autor hinterlassen hat. Wie in *Dantons Tod* und im *Lenz*, Büchners Novelle über den Stürmer und Dränger Jakob Michael Reinhold Lenz, die bisweilen als Studie über Manie und Melancholie gelesen wird,²¹ greift Büchner im *Woyzeck* einen historisch gut dokumentierten Stoff auf – die Feder des schreibenden Anatomen untersucht also einen realen Patienten. Hier ist es der Fall des preußischen Ex-Söldners Johann Christian Woyzeck,



oben: Die Cranielnerven eines Fisches, wie sie Georg Büchner in seiner Dissertation untersuchte.

unten: Die „Straßenszene“ aus dem Manuskriptenfazizel zum *Woyzeck*. Randständig hat Büchner die Figuren des Hauptmanns und des Arztes skizziert.



der in einem Eifersuchtsdrama 1821 seine Geliebte Johanna Christiane Woost erstochen hatte, trotz bestehender Zweifel für voll zurechnungsfähig erklärt und hingerichtet wurde. Wie in *Danton* und *Lenz* lässt Büchner nach gründlicher Quellenforschung zahlreiche historische Dokumente wie Gerichtsakten und Berichte wortwörtlich in sein Werk einfließen – und zwar in einem Ausmaß, das vereinzelt vorgebrachte Plagiatsvorwürfe nicht ganz unberechtigt erscheinen lässt. Aber die anatomische Präzision, mit der er den Casus Woyzeck zergliedert und vor dem Leser ausbreitet, führt mitnichten zur Klarheit darüber, was es ist, das darin hat „lügen, morden, stehlen“ lassen. Im Gegenteil, je genauer man im Einzelnen hinsieht, desto weniger zeigt sich ein übergreifender Zusammenhang, eine allgemeingültige Gesetzmäßigkeit. Alles ist viel zu verworren, kompliziert und scheint aus Ausnahmen gemacht. Der Mörder Woyzeck ist für Büchner ebenso Opfer wie Täter, genauso wie alle anderen, die in die trübe Katastrophe verwickelt sind. Einen wütenden Seitenhieb auf die Medizin und ihre eindeutigen Diagnosen erlaubt sich der Autor in der Figur des Arztes, dessen obskure und zynische Versuche ihren Teil zur psychischen Labilität Woyzecks beitragen. Mit der Einführung des historisch nicht vorgegebenen, mithin frei erfundenen Arztes macht Büchner deutlich, dass er an eine somatische Grundlage im menschlichen Handeln und Wirken glaubt. Aber worin sie besteht? Ausgerechnet der ansonsten tumbe, kaum des Sprechens fähige Woyzeck deutet vage die Antwort an: „Die Schwämme, Herr Doctor. Da, da steckt's. Haben Sie schon gesehen, in was für Figuren die Schwämme auf dem Boden wachsen? Wer das lesen könnt.“⁴²²

Der Versuch, diese rätselhafte Schrift zu lesen, war das große Projekt des Revolutionärs, Mediziners und Schriftstellers Georg Büchner. Bis zuletzt arbeitete er daran – wie er seinem Bruder Wilhelm zwei Monate vor seinem Tod meldete: „am Tage mit dem Skalpell und die Nacht mit den Büchern“⁴²³.



Blick über die Limmat auf den Zürichsee. Züricher Vedute aus dem Todesjahr Büchners (Kolorierter Stich nach Salomon Corrodi, 1837).

DAS WERK:

- Der Hessische Landbote* (1834)
- Dantons Tod* (1835)
- Postum:
- Leonce und Lena* (1838)
- Lenz* (1839)
- Woyzeck* (1879)
- Briefe* (1831–1837)



Portrait Georg Büchners (kolorierter Stahlstich, vermutlich um 1879).



Das Grab des Georg Büchners an der Germanialinde auf dem Zürichberg.

GEORG BÜCHNER: „WOYZECK“

Ein Drama mit dem Titel „Woyzeck“ von Georg Büchner gibt es nicht. Einzig einen unbetitelten Faszikel hastig beschriebener Bögen hat der Autor bei seinem Tod hinterlassen. In Ludwig Büchners Ausgabe der *Nachgelassenen Schriften* von 1850 fehlte der Text, da die Tinte zu diesem Zeitpunkt bereits stark verblasst war und der Herausgeber sich auf das wenige Lesbare keinen Reim zu machen wusste. Erst 1879 gelang es für die von Karl Emil Franzos besorgte Büchnerausgabe, die Schrift durch chemische Behandlung lesbar zu machen. Seither haben sich zahlreiche Herausgeber darum bemüht, aus den unsortierbaren Einzel szenen eine les- und spielbare Fassung zu erstellen. Nicht einen, sondern viele, höchst unterschiedliche „Woyzecks“, sogar „Wozzecks“, gibt es also. Dem Erfolg hat die prekäre Provenienz und späte Entzifferung des Textes keinen Abbruch getan. Der folgende Auszug daraus soll eine kleine Probe geben von Georg Büchners literarischem Können.

Doktor: „Was erleb' ich, Woyzeck? Ein Mann von Wort!“

Woyzeck: „Was denn, Herr Doktor?“

Doktor: „Ich hab's gesehn, Woyzeck; er hat auf die Straß gepisst, an die Wand gepisst, wie ein Hund. – Und doch drei Groschen täglich und die Kost! Woyzeck, das ist schlecht; die Welt wird schlecht, sehr schlecht!“

Woyzeck: „Aber, Herr Doktor, wenn einem die Natur kommt.“

Doktor: „Die Natur kommt, die Natur kommt! Die Natur! Hab' ich nicht nachgewiesen, dass der Musculus constrictor vesicae dem Willen unterworfen ist? Die Natur! Woyzeck, der Mensch ist frei, in dem Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit. – Den Harn nicht halten können!“ – *Schüttelt den Kopf, legt die Hände auf den Rücken und geht auf und ab.* – „Hat Er schon seine Erbsen gegessen, Woyzeck? Nichts als Erbsen, cruciferae, merk Er sich's! Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft, ich spreng sie in die Luft. Harnstoff 0,10, salzsaures Ammonium, Hyperoxydul – Woyzeck, muss Er nicht wieder pissen? Geh Er einmal hinein und probier Er's!“

Woyzeck: „Ich kann nit, Herr Doktor.“

Doktor, mit Affekt: „Aber an die Wand pissen! Ich hab's schriftlich, den Akkord in der Hand! – Ich hab's gesehen, mit diesen Augen gesehen; ich steckt' grade die Nase zum Fenster hinaus und ließ die Sonnenstrahlen hineinfallen, um das Niesen zu beobachten.“ – *Tritt auf ihn los* – „Nein, Woyzeck, ich ärgre mich nicht; Ärger ist ungesund, ist unwissenschaftlich. Ich bin ruhig, ganz ruhig; mein Puls hat seine gewöhnlichen sechzig, und ich sag's Ihm mit der größten Kaltblütigkeit. Behüte, wer wird sich über einen Menschen ärgern, ein' Mensch! Wenn es noch ein Proteus wäre, der einem kriecht! Aber, Woyzeck, Er hätte nicht an die Wand pissen sollen“.

Woyzeck: „Sehn Sie, Herr Doktor, manchmal hat einer so 'en Charakter, so 'ne Struktur. – Aber mit der Natur ist's was anders, sehn Sie; mit der Natur“ – *er kracht mit den Fingern* – „das is so was, wie soll ich sagen, zum Beispiel ...“

Doktor: „Woyzeck, Er philosophiert wieder.“

Woyzeck, vertraulich: „Herr Doktor, haben Sie schon was von der doppelten Natur gesehn? Wenn die Sonn in Mittag steht und es ist, als ging' die Welt in Feuer auf, hat schon eine fürchterliche Stimme zu mir geredt!“

Doktor: „Woyzeck, Er hat eine Aberratio.“

Woyzeck, legt den Finger auf die Nase: „Die Schwämme, Herr Doktor, da, da steckt's. Haben Sie schon gesehn, in was für Figuren die Schwämme auf dem Boden wachsen? Wer das lesen könnt!“

Doktor: „Woyzeck, Er hat die schönste Aberratio mentalis partialis, die zweite Spezies, sehr schön ausgeprägt. Woyzeck, Er kriegt Zulage! Zweite Spezies: fixe Idee mit allgemein vernünftigen Zustand. – Er tut noch alles wie sonst? Rasiert seinen Hauptmann?“

Woyzeck: „Jawohl.“

Doktor: „Isst seine Erbsen?“

Woyzeck: „Immer ordentlich, Herr Doktor. Das Geld für die Menage kriegt meine Frau.“

Doktor: „Tut seinen Dienst?“

Woyzeck: „Jawohl.“

Doktor: „Er ist ein interessanter Kasus. Subjekt Woyzeck, Er kriegt Zulag. Halt Er sich brav. Zeig Er seinen Puls. Ja.“

ANMERKUNGEN:

- 1 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 383.
- 2 Dietmar Goltschnigg: *Georg Büchner und die Moderne*, 1. Bd. Berlin, 2002, S. 11.
- 3 Dietmar Goltschnigg: *Georg Büchner und die Moderne*, 1. Bd. Berlin, 2002, S. 142.
- 4 Dietmar Goltschnigg: *Georg Büchner und die Moderne*, 1. Bd. Berlin, 2002, S. 154.
- 5 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 350.
- 6 Die Barbe ist weit verbreiteter Süßwasserfisch.
- 7 Hausschild, Jan-Christoph: *Georg Büchner.* Berlin 1997, S. 27.
- 8 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 369.
- 9 Hausschild, Jan-Christoph: *Georg Büchner.* Berlin 1997, S. 33f.
- 10 Hausschild, Jan-Christoph: *Georg Büchner.* Berlin 1997, S. 165.
- 11 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 326.
- 12 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 298.
- 13 Roth, Udo: *Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften.* Tübingen 2004, S. 37f.
- 14 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 298.
- 15 Zitiert aus Roth, Udo: *Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften.* Tübingen 2004, S. 37f.
- 16 Roth, Udo: *Georg Büchners naturwissenschaftliche Schriften.* Tübingen 2004, S. 37f.
- 17 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 310.
- 18 Vgl. Müller-Sievers, Helmut: *Desorientierung. Anatomie und Dichtung bei Georg Büchner.* Göttingen 2003, S.10f.
- 19 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 65.
- 20 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 288.
- 21 Borgards, Roland und Neumeyer, Roland (Hg.): *Büchner Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* Stuttgart, Weimar 2009, S. 57f.
- 22 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 226.
- 23 Pörnbacher, Karl (Hg.): *Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe.* München 1997, S. 324.

WEITERE LITERATURHINWEISE:

- Doerr, Wilhelm: *Georg Büchner als Naturforscher.* Darmstadt 1987.
- Ludwig, Peter: „*Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft*“. *Naturwissenschaft und Dichtung bei Georg Büchner.* St. Ingbert 1998.
- Poschmann, Henri u. a. (Hg.): *Wege zu Georg Büchner. Internationales Kolloquium der Akademie der Wissenschaften.* Berlin 1992.